
Heiko Tammerna

Milieu, Lager und Solidargemeinschaft – Spurensuche in einer kleinen Stadt

1. Was finden Milieuforscher in kleinen Städten? Oder: Wer kennt Luckenwalde?

Der Begriff des „sozialmoralischen Milieus“ ist mehr als „schillernd“ geworden, seit ihn schon Lepsius so bezeichnete.¹ Manche akademische Verrenkung hat es gegeben, um ihn mit anderen Begriffen zu verbinden. In der Entwicklungsfähigkeit liegt aber gerade seine Stärke. Er steht nicht alternativ zu Konzepten des „politischen Lagers“ und der „Solidargemeinschaft. Denn z.B. Rohes Lagermodell muß nicht zur Abkehr vom Milieumodell führen. Beide sind geeignet zur Weiterentwicklung mit soziologischer und anderer Phantasie, sind sich ergänzende Überlegungen, die die Gemeinsamkeit der Lebens- und Denkweise, die „Kultur“ mit der sozial-ökonomischen Lage und der Politik verbinden.² Der in bisherigen Göttinger Studien gewählte, Lepsius weiter entwickelnde Milieubegriff soll auch hier verwandt werden.³ Er kann gerade für das sozialistische Milieu den Gegenstand besser beschreiben als der Begriff der Arbeiterklasse oder Schichtenmodelle, da er das subjektive Bewußtsein der Zugehörigkeit der einzelnen ebenso einbezieht wie die kollektiven Strukturen der „Lebenswelt“, der Freizeitorganisationen, die kulturellen Formen und vor allem die politische Richtung bzw. Weltanschauung. Klassen- und Schichtenbeschreibungen bleiben notwendig, erfassen aber nur einen Teil dessen, was politische Wirkung entfaltet.

-
- 1 M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: W. Abel u.a. (Hrsg.), Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von F. Lütge, Stuttgart 1966, S. 382.
 - 2 W. Pyta, Politische Kultur und Wahlen in Weimar, in: G. A. Ritter, Wahlen und Wahlkämpfe in Deutschland. Von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Bundesrepublik, Düsseldorf 1997, S.198ff.; von gegensätzlichen Modellen spricht aber noch T. Kühne, Preußische Wahlkultur im Kaiserreich, ebd. S. 133; Die beste Zusammenfassung O. Blaschke/F.-M. Kuhlemann (Hrsg.), Religion im Kaiserreich. Milieus, Mentalitäten, Krisen, Gütersloh 1996, S. 7-56.
 - 3 P. Lösche (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Milieu, 4 Bde., Bonn 1990–1993; F. Walter/T. Dürr/K. Schmidtke: Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora, Bonn 1993; F. Walter/H. Matthiesen, Milieus in der modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: D. Schmichen-Ackermann (Hrsg.), Anpassung, Verweigerung, Widerstand, Berlin 1997, S. 46-75.

An seine Grenzen kommt der Milieubegriff aber, wenn es um die Wahlen geht. Hier hat der Lagerbegriff den Vorteil, daß er die Realität der über bestehende Grenzen gebündelten Wählerschaft der bürgerlichen, aber auch die der sozialistischen Parteien nach der Spaltung der Arbeiterbewegung treffend bezeichnet, wobei kritisch zu prüfen ist, wann und weshalb von einem „sozialistischen Lager“ gesprochen werden kann. Für die sozialistische Arbeiterbewegung kommt der überzeugende Begriff der „Solidargemeinschaft“ hinzu, der die persönlichen Beziehungen und Wertorientierungen im (freilich fast nur männlichen!) Funktionärskreis treffend beschreibt. Die „Solidargemeinschaft“ bildet somit den Kern, um den sich die Kreise des „Milieus“ und des größeren, weniger stark verbundenen „politischen Lagers“ ziehen.⁴ Interessant ist hier nicht nur, ob sich dieses Modell vor Ort bestätigt, sondern auch welche Grenzen, Mischungen und Veränderungen es erfuhr. Wie diese Verbindung von sozialökonomischer Lage, kulturellen Lebensformen und politischer Weltanschauung entstand, wann „Höhepunkte“ erreicht waren, wie sie sich wandelten und ob dabei noch von fortdauernden Milieus die Rede sein kann, ist Dauerthema der Forschungsdiskussion. Die Recherchen finden oft und gern in Hochburgen statt. Dabei ist gewiß, daß es sich um Ausnahmefälle handelt, um Idealfälle der Milieus, die aber gerade darum die Besonderheiten deutlich machen können. Für die sozialistische Arbeiterbewegung scheint da schon alles gesagt, auch wenn die Forschung nicht nur „Lücken“ gelassen hat, sondern einige zentrale Fragen schlicht ungelöst blieben und die Lokal- und Regionalgeschichte wieder auf dem Rückzug zu sein scheint. Es fehlt aber z. B. nicht nur an einer angemessenen Gesamtdarstellung für Berlin, sondern auch kleinere Städte sind im allgemeinen Urteil immer noch zu kurz gekommen. Orte der „punktuellen Industrialisierung“, stabile sozialistische Hochburgen um Magdeburg, in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern bleiben bis heute „weiße Flecken“ der Regionalgeschichte.⁵

Hier bedarf es neuer Anstrengung, die „großen Begriffe“ auch im kleinen wiederzufinden. Es soll daher auf die Suche gegangen werden. Wer – besonders in den westlichen Bundesländern – kennt schon Luckenwalde? Es liegt 50 km südlich von Berlin, hat heute etwa 25.000 Einwohner wie seit etwa 90 Jahren schon und war bis vor wenigen Jahren eine Industriestadt. Bekannt ist es manchen immerhin als Herkunft eines Sozialisten: Rudi Dutschke, zur Symbolfigur der Studentenbewegung von 1968 ge-

4 D. Schmichen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktionen in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998, Schaubild 51, S. 758.

5 So fehlt der Vergleich zur voluminösen Großstadtstudie Schmichen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Nach Walter/Dürr/Schmidtke, SPD (Anm. 3) zuletzt C. Kurzweg, SPD und Bürgertum in der Döbelner Kommunalpolitik 1919–1933, in: W. Bramke/U. Heß, Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert, Leipzig 1998, S. 327–342.

worden. Doch während seine Biographen ausführlich Bezügen zu Marx, Bloch und Lukacs nachgingen und es ihren Lesern oft nicht leicht damit machten, schilderten sie seine Heimatstadt nur kurz. Ihnen entgingen Besonderheiten, die zu einer Lokalstudie des sozialistischen Milieus anregen. Am Anfang sollen dabei zwei auffallende Daten stehen. Im März 1933 stimmten noch 41,8 Prozent der Wähler in Luckenwalde für die SPD und 15,3 Prozent für die KPD. Und im Juli 1933 gab die Volkszählung 21,2 Prozent Konfessionslose in der Stadt an – die reichsweit höchste Quote. Auch der zweite Blick auf Mitgliederzahlen sozialistischer Organisationen läßt erstaunen. Hier müssen besonders günstige Bedingungen für eine stabile sozialistische Arbeiterbewegung gelegen haben. Hier mußten Lager, Milieu und Solidargemeinschaft auch in der Kleinstadt zu finden sein. Dafür soll zu den Wurzeln gegangen werden. Was genau machte das Besondere dieser Stadt aus?

2. Milieubildung im Kaiserreich: Was lange währt, wird endlich rot

Die Milieubildung war wie die Klassenbildung ein jahrzehntelanger von Rückschlägen gekennzeichneter Prozeß, weder geradlinig noch gar gesetzmäßig. Luckenwalde war dabei in der agrarischen Mark Brandenburg eine auffällige Ausnahme, es bildete eine punktuelle Industrialisierung in Insellage. Aus der von Friedrich II. begründeten staatlichen Tuchmanufaktur wurden mit der Gewerbefreiheit ab 1806 private Tuchindustrien. Der technische Fortschritt mit der Dampfmaschine und die 1841 eröffnete Berlin-Anhalter Bahn brachten die „industrielle Revolution“. Mit der ersten Krise durch die starke Konkurrenz wurde die Textilmonostruktur in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts von einer Mischstruktur spezialisierter, exportorientierter Klein- und Mittelbetriebe auch der Holz-, Papier- und Metallverarbeitung abgelöst. Die Hutindustrie wurde zur größten Branche und brachte seit den neunziger Jahren sozialökonomische Kontinuität in die Stadt. Mit der langwierigen Entstehung einer Industriearbeiterklasse aus handwerklichen und landwirtschaftlichen Verhältnissen begann die „Trennung der bürgerlichen von der proletarischen Demokratie“. Diese ist organisatorisch und ideologisch 1868/69 zu beobachten. In Anknüpfung an sächsische Arbeiterbildungsvereine entstanden auch in Luckenwalde bereits drei Säulen der Arbeiterbewegung, der 1865 gegründete Konsumverein mit 1870 eröffneter Schankstätte, die direkt aus den Zunfteinrichtungen des Tuchgewerbes 1869 begründete „Internationale Gewerksengenossenschaft“, letztlich der 1868 aus einer Abspaltung eines seit 1846 bestehenden „Handwerkervereins“ entstandene „Arbeiterverein“, der sich 1869 der SDAP anschloß. Anstöße kamen dabei eher aus Sachsen als aus Berlin, wo der ADAV dominierte. Verbunden waren diese auf gemeinsamen Werten der Kollektivität und Solidarität fußenden Säulen auch durch Personalunion. Es läßt sich schon in dieser Frühzeit eine Abstufung

messen, weniger als 20 Männer machten den Kreis der aktiven Sozialdemokraten aus, die sich öffentlich zur SDAP bekannten und die Mitgliedszeitung abonnierten. Sie konnten für den lokalen „Arbeiterverein“ ca. 200 Anhänger organisieren und bis zu 1000 Besucher bei öffentlichen Versammlungen und erst 516 (1871), später 1020 (1874) Wähler mobilisieren. Das waren schon etwa zwei Drittel der gültigen Stimmen, bei geringer Wahlbeteiligung aber nur 22,7 Prozent und 37,4 Prozent der Berechtigten.

Diese ersten Strukturen waren noch keineswegs stabil. Dem starken Auftakt der Organisation 1868/69, der die Trennung von liberalen Vereinen und Zunfttraditionen brachte, folgten mit dem Krieg 1870/71, der Gründerkrise 1873/74 und der Repression schon der Ära Tessedorf mit 1874–1878 drei Vereinsverböten und Wiedergründungen schwere Rückschläge, die dem Liberalismus zugute kamen. Erst 1886–1888 gelang wieder eine festere Organisation der Bewegung über den wichtigen, erhalten gebliebenen Hort des Konsumvereins und die mit Berlin verknüpfte illegale „corpora“ hinaus. 1888 konnte sie den „Arbeiterverein“ neu gründen, die mit ca. 400 „übergroße Zahl der Anwesenden“ bei der „tumultuarischen Versammlung“ war nicht mehr zu kontrollieren. Der Bürgermeister mußte einräumen, daß die Polizei „einem Handgemenge bei Auflösung nicht gewachsen gewesen“⁶ wäre. So war die sozialistische Bewegung in der Lage, den öffentlichen Raum der Kleinstadt mit Kundgebungen zu beherrschen. Am 24. November 1890 wurde aus dem „Arbeiterverein“ nach Berliner Vorbild ein „Wahlverein“ aus zunächst 30 Mitgliedern gebildet.⁷

Etwa zeitgleich wurden wieder „freie“ Gewerkschaften aufgebaut. Der finanzstarke Hutarbeiterverband paßte sich der Produktionsweise an und bezog seit 1889 Un- und Angelernte ein. Er stolperte damit gleich in eine große Streikniederlage, die zum „Lehrstück“ wurde, verlor fast alle Mitglieder und schaffte den Durchbruch erst wieder nach 1900. Erfolg hatte er wie der Holz-, Metall- und Textilarbeiterverband mit dem Industriegewerkschaftsprinzip mit starken Unterstützungskassen auch für Ungelernte, anders als z.B. im Druck- und Baugewerbe. Die Anstöße kamen dabei von außen, nicht aus den agrarisch-kleinbürgerlichen Traditionen des Landkreises, aus dem der Großteil der Arbeiterfamilien stammte. In der ersten Generation von 1868–1878 bildeten junge Zugewanderte, seßhaft gewordene Wandergesellen den Kern der Arbeiterbewegung, waren erst „Agitatoren“, dann „Organisatoren“. Durch die obligatorische Wanderschaft kamen sie an vielen Orten in Kontakt mit der entstehenden, noch verschwörerisch geheimnisvollen Sozialdemokratie, lernten zudem die materiellen Vorteile von ersten Unterstützungskassen und Gewerkschaften schätzen.

6 BLHA Pr. Br. Rep. 6 B Nr. 667, Landratsamt Jüterbog-Luckenwalde, Bericht vom 30.9.1888.

7 BLHA Pr. Br. Rep. 8 Stadt Luckenwalde, Nr. 770, Bl. 4.

Doch auch in den neunziger Jahren verlief die Milieubildung über die im Sozialistengesetz gefestigten Kerne hinaus zögerlich. Erst in den konjunkturell guten Jahren von 1898–1903, die mit aus Berlin übergesiedelten Metallbetrieben neue Anstöße brachten, wurden Gewerkschaften, Konsumverein und Partei zu Organisationen, die eine zu Tausenden zählende Mitgliedschaft hatten und mit ihrem Erfolgsrezept der Verbindung von quasireligiöser volksmarxistischer Weltanschauung und alltagsnahen Dienstleistungen Bindungen schafften. Die auf lassalleanischen Traditionen beruhenden Parteitagsbeschlüsse gegen Konsumvereine kümmerten die SPD wenig, die Verschränkung mit dem als Treffpunkt, Verteilungsstelle und Arbeitsplatz wichtigen Konsumverein blieb so, wie sie der Bürgermeister schon 1878 beschrieb: „diese Locale sind die eigentlichen Brutstätten der Socialdemokratie. Hier verkehrt die unterste und gefährlichste Klasse des Fabrikarbeiterstandes.“⁸ Mit der Eroberung des Freizeitbereiches durch die „von unten“ gegründeten Arbeitersport- und Gesangsvereine wurde das Netzwerk ab 1890 weiter ausgebaut, mit kulturellen Veranstaltungen der „von oben“ gebildeten Jugend- und Bildungsausschüsse und den hauptamtlichen Sekretären der Gewerkschaften etwa ab 1907 die „Professionalisierung“ erreicht. Es zeigten sich einige auffällige Dinge in Luckenwalde, für einen besonders „fruchtbaren Boden“. Fast alle oft beobachteten positiven Faktoren für eine erfolgreiche sozialistische Arbeiterbewegung waren schon in den sechziger Jahren, dann nach Rückschlägen auch in der entscheidenden Phase der neunziger Jahre erfüllt.⁹ Sie sollen im folgenden zusammengefaßt werden. Dabei werden die Bereiche Arbeits- und Lebenswelt gebildet, was eine Trennung von sozialökonomischen und kulturellen Faktoren ermöglichen soll. Damit können die wichtigsten Erfahrungs- und Lernfelder unterschieden werden, auch wenn gerade die Verbindung und die gegenseitige Wechselwirkung bedacht werden sollte.

a) Arbeitswelt/sozialökonomische Faktoren

- frühe punktuelle Industrialisierung, 1890 Mischstruktur von spezialisierten, exportorientierten Klein- und Mittelbetrieben (Hüte, Möbelbeschläge, Feuerspritzen, Klaviere);
- gleichmäßige Industrialisierung, relativ wenig Diskontinuitäten durch Sprung aus agrarischen Traditionen bzw. „Kultur der Armut“, gelungene Integration der Zuwanderer;

8 BLHA Pr. Br. Rep. 6 B Landratsamt Jüterbog-Luckenwalde, Nr. 666, Bericht des Bürgermeisters vom 6.6.1878.

9 A. von Saldern, Wer ging in die SPD? Zur Analyse der Parteimitgliedschaft in wilhelminischer Zeit, in: G. A. Ritter (Hrsg.), Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, München 1990, S. 172ff.

- fehlende Verwaltungs- und Militärbehörden mit konservativen Beamten und Angestellten (Jüterbog);
- qualifizierte Zuwanderer ohne Bindungen vor Ort, die einen Bruch mit ihrer Vergangenheit hinter sich haben in Verbindung mit Einheimischen zwischen 20 und 40, die aus Wanderschaft kommen und die Arbeiterbewegung vor allem aus Sachsen und Berlin „verpflanzen“;
- relativ gute Ausbildung und Löhne, berufliche Sicherheit, hohes Selbstwertgefühl, Zukunftsoptimismus;
- schon um 1870 sehr hoher Anteil „geborener“ Industriearbeiter der zweiten Generation;
- wenig „Arbeiterbauern“, Heimarbeiter und begrenzte Aufenthalte von Zuwanderern;
- Erfahrungen und Erfolge in Gewerkschaften, sowohl in lehrreichen Niederlagen wie im Hutarbeiterstreik 1889/90 als auch in propagandistisch wirksamen Maistreiks, Zurückdrängen wirtschaftsfriedlicher Verbände, ab 1907 Kooperationserfolge (Tarifvertrag und Schiedskommission in der Hutindustrie);
- späte Kooperationsfähigkeit der Arbeitgeber, schwache betriebliche und städtische Sozialpolitik z.B. Arbeitersekretariat vor Rechtsauskunftsstelle, Ablehnung Gewerbegericht und Arbeitsnachweis.

b) Lebenswelt/kulturelle Faktoren

- erfolgreicher Konsumverein, Gaststätte seit 1871, Fortbildungsschule und Bibliothek, Sport- und Gesangsvereine seit 1885 bzw. 1895, zentralisiert und ausgebaut zu Jugend-/Bildungsausschuß 1906–1908;
- partielle Beherrschung des öffentlichen Raumes (Straßen, Lokale, Lebensmittelhandel, Arbeitsplatz) schon bei Tumulten 1888, Zurückdrängen von Polizei und „nationalen Institutionen“ Schule und Militär;
- Massenwirksamkeit, die soziale Diskriminierung als Minderheit vermied und die Hegemonie des Bürgertums lokal in Frage stellte – die Grenze bildete aber die Stadtgrenze.
- übergreifende, unangefochten populäre Integrationsideologie des schon 1869 Bebelschen, ab 1890 Kautskyanischen „Volksmarxismus“, dialektisches Verhältnis von revolutionärer Klassenkampftheorie und reformistischer Praxis vor Ort, geringe weltanschauliche Konflikte;
- schwache Stellung der evangelischen Kirche, frühe Kirchenentfremdung, sehr geringer Anteil katholischer Bevölkerung (1910: 3,6 Prozent) bzw. Milieuorganisationen;
- günstige Verkehrslage zwischen den größten Parteizentren Berlin und Leipzig, die in allen Bereichen Kontakte förderte, Anstöße brachte und die Lage als abgelegene Partei- und Kulturprovinz verhinderte.

Neben den hier systematisierten Einzelfaktoren wirkten noch zwei wichtige Besonderheiten der Stadt in alle Bereiche hinein. Zum einen der „subjektive Faktor“ einzelner charismatischer Personen, der auch in einem „organisationsintegrierten Milieu“, als das das sozialistische gemeinhin gilt, nicht zu unterschätzen ist. Gemeint sind die individuellen Fähigkeiten, Menschen zu überzeugen, ja auch zu faszinieren und zu begeistern, sie trotz ihrer Verschiedenheit einheitlich zu organisieren und die Verbindungen von Arbeitsalltag, Freizeit und Politik zu knüpfen. Das konnten die „Organisatoren“ des Milieus, denn auch ein „organisationsintegriertes“ Milieu brauchte Personen, die die Integration zustande brachten. Allerdings brachte das Milieu ganz andere Multiplikatoren oder Deutungseliten als Lehrer und Pfarrer hervor, v.a. den Arbeitersekretär und die Vertrauensleute der Gewerkschaften als tägliche Ratgeber, Leiter und Redner.

Eine wesentliche Rolle für den frühen und großen Erfolg der Arbeiterbewegung spielte der hohe Frauenanteil in der Tuch- und Hutindustrie. Da gleiche Erfahrungen in den Industriearbeiterfamilien und Wohnvierteln bestanden, wurde die Trennung von v. a. christlichen Bindungen erleichtert. Auch wenn die Frauen nach dem Verbot des ersten Arbeiterinnenvereins 1890 aus dem 1905 gegründeten „Frauen- und Mädchen-Bildungsverein“ erst 1908 der SPD beitreten konnten und auch dann kaum in Funktionen gewählt wurden, sollte ihre Rolle in Betrieb und Familie nicht unterschätzt werden. Die Kirche hatte auch deshalb einen schweren Stand, weil die Mehrzahl der Arbeiterinnen durch ihre Mehrfachbelastung zum Kirchenbesuch schlicht keine Zeit mehr fand, aber auch immer mehr den Ansichten der sozialistischen Männer zustimmte.

Vor allem die Gewerkschaften, die bis 1913 auf fast 6000 Mitglieder wuchsen, lebten von Frauen und angelernten Arbeitern als Schlüsselgruppen. Schon vor der Kriegswirtschaft hatten die Verbände der Hutarbeiter (1912: 49 Prozent), Textilarbeiter (66 Prozent) und Papierarbeiter (65 Prozent) sehr hohe Frauenanteile. Holz- und Bauarbeiter bildeten dagegen reine Männerbünde, auch die Metallarbeiter erreichten nur 15 Prozent Frauen als Mitglieder. Eine detaillierte Studie vom „Verein für Socialpolitik“ über 193 Beschäftigte einer Luckenwalder Hutfabrik 1912 zeigt folgende Unterschiede: je höher Qualifikation, Lohn und Ansehen, desto mehr Männer einer Arbeitergruppe waren Verbandsmitglieder. Die angelernten, aber gut qualifizierten Presser mit hoher Stellung im Betrieb und der auf Solidarität fußenden „genossenschaftlichen Arbeit“ (Stücklohn in Gruppen) erreichten die höchsten Löhne und Organisationsquoten (bis 100 Prozent, Durchschnitt 79 Prozent). Die mit hoher Körper- und Schmutzbelastung arbeitenden Färber, die zudem zu 90 Prozent aus Dörfern der Umgebung stammten, hatten die geringsten Löhne und nur 30 Prozent Verbandsmitglieder. Bei den Frauen entschied die elterliche Herkunft: Etwas „höhere Töchter“ aus dem alten Mittelstand arbeiteten sauberer und unter weibli-

cher Aufsicht, sie waren weniger organisiert (Garnierinnen 41 Prozent, Durchschnitt 57 Prozent). Die Töchter von Fabrikarbeitern folgten den Vätern an die Maschinen und in die Gewerkschaft (Mixerinnen 84 Prozent).¹⁰

Die Arbeiterbewegung in Luckenwalde war tatsächlich eine proletarische Organisation der „Arbeiter“, in der „Mittelstand“ und „Kleinbürgertum“ kaum eine Rolle spielten. Schon relativ früh war die Partei um 1900 eine Massenbewegung, in der ungelernete Arbeiter den mobilisierbaren Anhang für die Gründer- und Funktionsgruppe der (an-) gelernten Facharbeiter, v.a. Tuch- und Hutmacher sowie Tischler bildeten. 1904 zählt die Luckenwalder SPD von 817 Mitgliedern als Hutarbeiter 26 Prozent, (un- und angelehrte?) „Arbeiter“ 17 Prozent, Holzarbeiter zwölf Prozent, Metallarbeiter zehn Prozent und Textilarbeiter sieben Prozent. Nur drei Prozent waren „nicht-proletarisch“, je zehn Gastwirte und Händler, vier Bürobeamte, je ein Kaufmann und Arzt, selbständige Handwerker wurden leider nicht gesondert erfaßt.¹¹ Erst mit dem Ausbau der Verwaltung von Konsumverein, Krankenkasse und Gewerkschaften kam ab 1905/06 der unter Funktionären bald etwa ein Drittel stellende Teil der „Arbeiter-Angestellten“ hinzu. Ähnlich „proletarisch“ waren die Berufe von 212 Arbeiterturnern 1900 in drei Vereinen: 32 Prozent waren „Arbeiter“, 17 Prozent Metall-, 16 Prozent Hut-, 13 Prozent Holz-, acht Prozent Textilarbeiter. Allenfalls zwei Prozent könnten nicht-proletarische Existenzen gehabt haben: zwei Kutscher, ein Musiker und ein Kassenbote, doch weder Werkmeister noch Bürobeamte oder Lehrer turnten hier!¹² Die drei Vereine, entstanden ab 1885 mit dem programmatischen Namen „Vorwärts“, waren 1892 beteiligt am „Märkischen Arbeiter-Turner-Bund“, Vorläufer des ATB in Gera 1893, und hatten 1894 schon 254 Mitglieder, als selbst „Fichte“ und „Germania“ Berlin erst 267 hatten.¹³ Zudem wurde von jungen Metallarbeitern der Fußball aufgenommen, nachdem sich 1905/06 bürgerliche Fußballvereine gegründet hatten. 1910 gab es schon zehn Fußballmannschaften im ATB, 1912 wechselte gar der beste bürgerliche Klub nach einer vom DFB aberkannten Meisterschaft – allerdings kehrte er bald zurück, denn beim ATB durfte er nicht in Berlin spielen und so waren schlicht die Gegner zu schwach. Die Luckenwalder waren also im Milieu „proletarischer“ als Leipzig oder Berlin, aber nicht puritanisch oder kultur-

10 E. Herrmann, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie am Beispiel der Wollhutindustrie in Luckenwalde, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 135, Leipzig 1912 (ND Vaduz 1991).

11 Generalversammlung Wahlverein Luckenwalde, Vorwärts 11.8.1904. Daten zum 1.4.1904.

12 BLHA Pr. Br. Rep. 8 Stadt Luckenwalde, Nr. 779 Vorwärts, Bl. 119; Nr. 781 Freundschaft, Bl. 80; Nr. 782 FT, Bl. 168.

13 BLHA Pr. Br. Rep. 8 Stadt Luckenwalde, Nr. 781 Bl. 21, 8.7.1894 zum 1. Kreisturnfest des 1. ATB-Kreises.

sozialistisch, sondern pragmatisch. Man durfte auch Spaß haben im Klassenkampf.

Aus den Daten zur Sozialstruktur der SPD-Funktionäre lassen sich Typisierungen bzw. aufeinanderfolgende Generationen der Jahre 1890–1899 und 1904–1914 erstellen. Waren die Gründer des Wahlvereins noch überwiegend aus der alten Textilbranche gekommene Facharbeiter zwischen 30 und 40 Jahren mit Erfahrungen aus der illegalen Arbeit unter dem Sozialistengesetz, die die Institutionen des Milieus mit der Hilfe von Zugewanderten aufbauten, wurde ab 1906/07 eine Professionalisierung und damit ein bescheidener sozialer Aufstieg zum „Arbeiterangestellten“ spürbar. Die Institutionen konnten Hauptamtliche aus der Gründergeneration beschäftigen, eine neue Generation von um die 30jährigen eher der Metallbranche kam hinzu, die nun schon Kinder von Fabrikarbeitern und/oder Sozialdemokraten waren und die sich verstärkt auch im Kulturbereich, im Sport oder im erst 1907/08 gegründeten Jugend- und Bildungsausschuß von Partei und Gewerkschaften engagierten und selbst qualifizierten. In dieser Funktionärsgruppe gab es eine gemeinsame Erfahrung des Erfolges durch die starken Arbeiterorganisationen, es gab die soziale „Verpflichtung“ zur Mitarbeit und vielfältige Aktivitäten in den Freizeit- und Kulturvereinen. Hier konstituierte sich nicht nur ein außergewöhnlich großes „sozial-moralisches Milieu“ gegen die feindliche Umwelt, hier bildete sich schon früh ein Netzwerk aus besonders überzeugten, der Arbeiterbewegung alle freie Zeit opfernden und die „Organisation“ über alles stellenden Funktionären heraus. Sie bildeten einen personellen Kern, der seit der Eröffnung des Arbeitersekretariats 1904 und des Sportplatzes 1907 auch über das Wirtshaus des Konsumvereins und andere „Verkehrslokale“ hinaus einen eigenen symbolisch bedeutsamen Freiraum hatte. Hier liefen die Fäden zusammen, hier waren auch schon alle Merkmale vorhanden, die Lösche/Walter für die „Solidargemeinschaft“ der Weimarer SPD nannten:¹⁴

- a) Konstituierung am Arbeitsplatz unter Facharbeitern, ab den 1890ern mit einem professionellen System von basisnahen „Vertrauensleuten“, die auf Unterstützung durch die Arbeitskollegen angewiesen waren,
- b) Verbindung verschiedener Lebensbereiche durch ein „vielfältiges, komplexes, ausdifferenziertes Organisationsnetzwerk“, hinzugefügt sei: mit prägenden „lebensweltlichen Erfahrungen“,
- c) Eingang der praktizierten, organisatorisch abgesicherten Solidarität in die reformistische Sozialismustheorie. Doch muß „reformistisch“ nicht Zustimmung zu Bernstein in der Parteikontroverse nach 1900 heißen, eher schon dialektische Einheit von Theorie und Praxis nach dem Erfurter Programm,

14 P. Lösche/F. Walter, Zur Organisationskultur in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Niedergang der Klassenkultur oder solidargemeinschaftlicher Höhepunkt? in: GG 15 (1989), S. 521f.

d) mit einer historischen Entwicklung, die nicht harmonisch und naturnotwendig, sondern „durchaus konfliktreich und widersprüchlich“ verlief. Der Begriff der „Solidargemeinschaft“ wirkt auch für die Luckenwalder Funktionärsgruppe im Kaiserreich überzeugend. Dabei ist noch ein wesentlicher Zusatz zur letzten Einschränkung der „Fragmentierung, der Konkurrenz, des Konflikts und der Fluktuation“¹⁵ zu nennen, der als eigener Punkt zu sehen ist: Die weitgehende Beschränkung der Solidarität auf eine männliche Gemeinschaft, die die Emanzipation der Frau wohl programmatisch befürwortete, aber die praktischen Schritte dazu vermissen ließ. Diese Einschränkung des Begriffs auf eine männliche Solidarität und männliche Gemeinschaft sollte als wichtiges zusätzliches Merkmal gesehen werden. Eingeräumt werden muß auch, daß der Durchbruch zur Massenbewegung, der Beginn sozialer Kämpfe und die Konstituierung als Kulturbewegung zunächst im Sport erst zum Ende der Sozialistengesetze gelang, also etwa vierzig Jahre nachdem Dampfmaschine und Eisenbahn die „industrielle Revolution“ in die Stadt brachten. Es gelang erst der zweiten oder dritten Generation „geborener“ Industriearbeiter die Trennung von bürgerlichen, liberalen, christlichen und agrarischen Traditionen. Vor allem auch schafften die Gewerkschaften ihren Durchbruch zur finanz- und kampfstarken Massenorganisation erst nach vielen Rückschlägen in den konjunkturell guten Jahren um 1900. Das von ihnen geknüpfte Netz von betrieblichen Vertrauensleuten, die Verbindung von emotionalisierender Klassenkampfrhetorik und rationalen Serviceangeboten muß als das eigentliche Erfolgsrezept für das Milieu gelten.

3. Weimar – Höhepunkt der stabilen Trias von Lager, Milieu und Solidargemeinschaft

Die Weimarer Republik war der Höhepunkt der Entwicklung des sozialistischen Milieus, wie der Vergleich mit den Dimensionen vor 1914 zeigt. Schon die Mitgliederzahlen sprechen eine deutliche Sprache. Die Gewerkschaften verdoppelten sich auf 10.000, der Konsumverein auf über 7000, der Arbeitersport sogar verdreifachte sich auf 2000 Mitglieder (1929/30). Nur die SPD schien schon 1914 mit etwa 2000 an eine Grenze gekommen zu sein und erreichte nach der Inflation erst 1930 wieder 1900. Jedoch differenzierte sich die Parteiorganisation neu aus, sie schuf SAJ, Arbeitsgemeinschaft für Lehrer und Arbeiterwohlfahrt als Zielgruppenverbände mit großem Erfolg. Auch in der Qualität des Partei- und Vereinslebens ergaben sich neue Dimensionen. Nicht nur die Mitgliederzahlen, auch die häufigeren und intensivierten Veranstaltungen, der Ausbau der Kommunikation durch die 1919 gegründete und ab 1925 stark verbesserte „Volkswacht“, die neue soziale Wohnform der Genossenschaftsbauten und vor allem die

¹⁵ Ebenda, S. 528.

Übernahme der Sozialisation in der „freien Schule“ und kirchlicher Rituale durch die Freidenkerbewegung geben hier deutliche Argumente. Anders als in Sachsen gab es kaum einen abgehobenen, elitären „Kultursozialismus“. Eher gab es eine Entwicklung zur „Vergewerkschaftung“ und später zum Patronagesystem, bei Volksschullehrern sogar ein Anknüpfen an traditionelle Volkskultur (Fastnachtsbräuche, Wandern mit Heimatkundlern, Sammeln heimatlicher Sagen). Die SPD war kein Fremdkörper, der die Heimatkunde völkischen Romantikern überließ. Sie hielt bis 1933 die absolute Mehrheit im Rathaus, mit den Neubauten von Stadtbad, ADGB-Jugendheim (1928) und Friedrich-Ebert-Schule (1930) war das Ergebnis für jeden sichtbar. Die Einbindung der Vorfeldorganisationen in die Kommunalpolitik sorgte für neue Möglichkeiten der Infrastruktur und finanziellen Unterstützung. Sie brachte neue Bindungen und Abhängigkeiten, an deren Weiterbestehen alle Beteiligten nur Interesse haben konnten, ADGB, SAJ, Sportvereine, Freidenker, Arbeiterwohlfahrt und Baugenossenschaften. Aus diesen Organisationen auszusteigen, hätte nicht nur den Verlust von Freundschaften, sondern auch von ökonomischen Vorteilen bedeutet.

Zentrale Bedeutung hatte der erst 1920 gebildete Freidenkerverband, der den „Kulturkampf“ gegen die evangelische Kirche aufnahm und 1928 eine weltliche Schule durchsetzte. Erst jetzt gab es relevante Einrichtungen der „sekundären Sozialisation“ in der „freien Schule“, bei Kinderfreunden und SAJ. Die schon 1922 2000, 1930 gar 4500 Freidenker waren dabei mehr als eine günstige Sterbeversicherung, sie übernahmen ersatzweise kirchliche Rituale wie Jugendweihe, Totengedenkfeier und Einäscherung. Am Sonntagvormittag (!) gingen die überzeugten Freidenker ins Kino, um Filme wie „Des Geistes Schwert. Der Film vom Marxismus“ zu sehen. Bei der Werbung konnte man auf Erfahrungen von Gewerkschaften, Konsumverein und Arbeitersport zurückgreifen. Und selbst wer sich von der sozialistischen Rhetorik samt emotionaler Einbindung und dem Bewußtsein, einer historischen Aufgabe zu dienen, nicht überzeugen ließ, wußte gegen die günstigen Leistungen nichts einzuwenden. Voraussetzung war ein jahrzehntelanger Prozeß der „Entkirchlichung“ der Arbeiterschaft, Zweifel am Glauben und Sympathie für die neue Weltanschauung. Zudem waren die „Freidenkerpäpste“ alles andere als krude heilsversprechende Sektierer, denen man die Tür vor der Nase zuschlug, sondern der Arbeitersekretär, Tischler und Konsumbäcker, erfahrene, erfolgreiche und angenehme Männer, die ihre Werte der Solidarität, Toleranz und Menschlichkeit in der Praxis zeigten und denen die sichere Verwahrung der Beiträge anvertraut werden konnte. Anzubieten hatten sie eine weitere Variante ihres Erfolgsrezeptes, eine neue Verbindung von radikaler Theorie und reformistischer Praxis, von ideellen und materiellen Interessen ohne Übersteigerungen der „atheistischen Besserwisseri zahlloser freidenkerischer Kultursoziali-

sten“¹⁶, die in manchen Orten Sachsens und Thüringens eher in die Isolation gerieten und dem Erfolg abträglich waren. Zwar waren auch in Luckenwalde 1932 noch 72 Prozent der Einwohner Kirchenmitglied, besuchten noch 65,5 Prozent der Schüler die christlichen Volksschulen und gab es auch „Religiöse Sozialisten“, die 1928 durch den jungen Pfarrer Jänicke in den Gemeindekirchenrat einbezogen wurden, doch gegenüber allen anderen deutschen Städten hatten die Freidenker hier einen unerreichten Erfolg gehabt. So konnte Luckenwalde nicht nur die Stadt mit dem höchsten Anteil von Konfessionslosen gewesen sein, sondern auch die mit dem höchsten Anteil von „weltlichen“ Schülern (34,5 Prozent), da bisher Magdeburg und Braunschweig mit 25 Prozent und 30 Prozent als Höchstwerte genannt wurden.¹⁷

Links der SPD blieb in Luckenwalde immer wenig Platz. Schon vor 1914 stand die SPD für Maistreis, hielt an Kautskys „Volksmarxismus“ fest, verfeimte Bernstein und jede Stichwahlunterstützung für bürgerliche Parteien, rückte aber 1912 von der Berliner und Leipziger „radikalen Linken“ ab, nicht zuletzt weil die Berliner die materielle Unterstützung der Provinz Brandenburg aufkündigten.¹⁸ Die Parteispaltung wurde trotz Ablehnung der Kriegskredite bis 1918 vermieden und auch 1919/20 die Zusammenarbeit mit der USPD und die Einigung nach Kautskys Vorschlägen befürwortet. Die gelungene Integration der Linkssozialisten stand in deutlichem Gegensatz etwa zu Berlin und Halle-Merseburg, es gab eine nahezu „austromarxistische“ Parteieinheit. So gab es trotz zahlreicher Konflikte, Abspaltungen und Neuformierungen in der gesamten Weimarer Zeit Belege für die Weiterexistenz eines gemeinsamen „sozialistischen Milieus“, die parteipolitische Trennung hatte keine völlige Spaltung der Milieuorganisationen zur Folge. Die erst im Dezember 1920 mit ca. 30 Mitgliedern gegründete KPD-Ortsgruppe war nur die Abtrennung einer kleinen linken Fraktion ohne starke Verankerung in den großen Organisationen. Sie erneuerte sich erst nach Verhaftungen 1924 mit sehr jungen Jahrgängen (1901–1906) von Metallarbeitern und Maurern. Selbst in der Zeit der Wahlerfolge 1932 gelang es nicht, ein eigenes Vorfeld von Organisationen aufzubauen, die es mit den großen Verbänden hätten aufnehmen und an die Erfolge in Berlin anknüpfen können. Die Brücken waren nicht zerstörbar in der Kleinstadt, mit 20–30 Aktiven war weder eine Gewerkschaft noch ein Freidenkerverband aufzubauen, sondern ab 1929 nur kümmerliche „Massenorganisationen“, die gegenüber den SPD-geführten verschwanden

16 D. Klenke, Die SPD-Linken in der Weimarer Republik (1922–1932), Münster 1989, S. 10.

17 J. Jänicke, Ich konnte dabei sein. Lebensweg 1900–1979, Berlin 1986 S. 42–50; S. Heilmann/F. Walter, Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Bonn 1993, S. 343; W. Schulze, Die Entwicklung der weltlichen Schule in Luckenwalde (Staatsexamensarbeit Humboldt-Universität Berlin), Berlin 1965, S. 74.

18 H.-J. Adolph, Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1884–1939, Berlin 1971, S. 42–45.

(Gewerkschaft 10.000 : 30, Freidenker 4500 : 37, Parteien 1900 : 80, Konsum und Arbeitersport ohne Konkurrenz). So blieb die KPD der „Versuch eines Teilmilieus“, der nicht gelang, aber im Krisenjahr 1932 bis zu 17 Prozent Wähler brachte. Die SPD dominierte im „sozialistischen Lager“ klar, denn für einen starken Radikalismus fehlten alle Voraussetzungen, es gab keine „radikalen“ Veränderungen der Lebenslagen, Diskontinuitäten und Integrationsprobleme wie etwa in Berlin und Halle-Merseburg, auch keine durch Verkehrsverhältnisse bedingte Produktionskrise wie in Sachsen, sondern eine gute Kriegskonjunktur 1914–1918. Die politischen Lagerbeziehungen wie das Verhältnis von Arbeit und Kapital blieben außer von Konfrontation auch von Kooperation geprägt, eine relativ ruhige Entwicklung ohne ökonomische Katastrophen und politische Eskalationen wie im Ruhrkrieg und in Gotha 1920 blieb erhalten. Auch das ländlich-konservative Umland verhinderte die „radikale“ Fehleinschätzung der eigenen Stärke und putschistische Abenteuer.¹⁹ In den Gewerkschaften als stärkster Milieuorganisation arbeiteten USPD und SPD auch 1919 produktiv zusammen und sprachen sich stets für die „Einheit“ aus, Kontakte zur radikalen Berliner Gewerkschaftslinken (Däumig/Müller) bestanden nicht. Ebenso fehlten die in Berlin und Leipzig für den Erfolg der „radikalen Linken“ wichtigen Rechtsanwälte, Redakteure, Lehrer und Schriftsteller, auch charismatische „radikale“ Integrations- und Symbolfiguren aus der Arbeiterschaft wie Max Hölz, ein wahrer „Robin-Hood-Typ“. Es hätte auch ein „Rebell“ wie der Offenbacher Heinrich Galm getan.²⁰

Auch die Wahlen in der Weimarer Republik waren in der Lokalpresse und den Analysen im „Wahlverein“ von der Einteilung in „Arbeiter“ und „Bürger“, in „Wir“ und die „Gegner“ bestimmt.²¹ Dabei geriet das „sozialistische Lager“ nach dem guten Ergebnis von 63 Prozent der Wahlberechtigten 1919 auch in Luckenwalde mit der Inflationskrise in die Defensive auf 54 Prozent im Mai 1924. War die Stabilität des Lagers am Ende? Immerhin konnte sich die SPD im ersten Reichstagswahlgang seit 1890 (69 Prozent der Stimmen) auf Mehrheiten bis zu 79 Prozent (1903) verlassen, was zunächst nur 53 Prozent (1890), zuletzt aber 67 Prozent (1912) und gar 71 Prozent (1913) der männlichen Wahlberechtigten bedeutete.

Neue Verwirrung brachte dann die Reichspräsidentenwahl 1925. Der „Reichsblock“ sammelte sich hinter Hindenburg und stand gegen den „Volksblock“ aus SPD, Zentrum und DDP, wobei auch die freidenkerischen Luckenwalder für den katholischen Marx stimmten. Er erhielt in der „roten Hochburg“ immerhin 70,1 Prozent (65,5 Prozent der Berechtigten), der von der KPD zum „Arbeiterkandidaten“ erklärte Thälmann nur 3,3

19 C. Geyer, *Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung*, Jena 1923, S.67f.

20 H. Galm, *Ich war halt immer ein Rebell*, Offenbach 1981.

21 Protokollbuch des Wahlvereins 1907–1931 im Kreisheimatmuseum.

Prozent. Daß die sozialistischen Freidenker in Luckenwalde das Votum ihres Zentralvorstands für Thälmann offensichtlich wie die Aufrufe im KPD-geführten Berliner ATSB-Kreisblatt ignorierten, war eines der Zeichen für pragmatische Politik, aber auch für die Flexibilität der Lager in der punktuellen Personalentscheidung. Hier summierte sich nicht ein „sozialistischer“, sondern „republikanischer“ Block aus SPD-DDP-Zentrum gegen das „nationale Lager“ um Hindenburg. An der Existenz eines „republikanischen Lagers“, das durch die KPD-Gründung und die Rolle von SPD, Zentrum und DDP zu staatstragenden Parteien entstanden sein könnte, bleiben aber starke Zweifel, nicht nur weil im ersten Wahlgang eben kein „republikanischer“, sondern ein fraglos „sozialistischer“ Kandidat Braun 60 Prozent der Stimmen bekommen hatte und die ergänzenden „republikanischen“ Stimmen von Zentrum und DDP nur ca. zehn Prozent ausmachten. Nein, die politischen Lagergrenzen verliefen abseits einzelner, gewiß gewichtiger Personal- und Sachfragen immer noch zwischen „sozialistischen“ und „bürgerlichen“ Parteien, wie die nächste Wahl zum Kreistag im November 1925 zeigen sollte, vor und nach der sich die nichtsozialistischen Listen als „bürgerliche Fraktion“ vereinten, die von der DDP bis zur DVFP reichte. Und nur ein Jahr später fanden sich SPD und KPD in einer neuen Sachfrage vereint. Zum Volksentscheid über die Fürstenenteignung fand sich eine der seltenen nicht von Parteitaktiken verhinderten Kooperationen, die bestehende Differenzen überbrücken konnte. In Luckenwalde waren es 73 Prozent Ja-Stimmen aller Berechtigten, lag das Ergebnis zehn Prozentpunkte über dem Wählerpotential des sozialistischen Lagers 1924, und sogar noch fast fünf Prozentpunkte über dem Potential des „republikanischen“ Kandidaten Marx mit dem Kommunisten Thälmann. Nun war die Lagerfrage wieder klar: SPD und KPD standen mit den Milieuorganisationen und wenigen bürgerlich-radikaldemokratischen Einzelpersonen gegen das „nationale Lager“, für das die Vermögen der Hohenzollern unantastbar bleiben sollte. Aus diesem Blickwinkel des Vergleichs beider Ereignisse 1925/26 gibt es Hinweise für die Beweglichkeit der Lager in einzelnen Fragen, bei denen sich nach allen Erkenntnissen der Wahlforschung das Verhalten gegenüber den Wahlen stark unterscheiden kann. Denn bei den folgenden Wahlen zeigte sich, daß das „sozialistische Lager“ sich wieder behaupten konnte, die Krise von 1924 überwunden war. Das Ergebnis von 1928 (60,5 Prozent der Berechtigten) konnte 1930 (60,7 Prozent) noch übertroffen werden. Dazwischen lag ein glanzvoller Sieg bei der Kommunalwahl am 17. November 1929, der eine Zweidrittelmehrheit für die SPD und KPD (57,3 Prozent bzw. 10,5 Prozent der Stimmen, zusammen 59,1 Prozent der Berechtigten) brachte: „Klein-Wien bleibt unser“ titelte die „Volkswacht“. Freund und Feind summierten dabei wie bis 1933 „proletarische“, „marxistische“ Stimmen im „roten Luckenwalde“.

Ist nun das „nationale Lager“ auch als eine auf einem gemeinsamen „Milieu“ fußende Wählergruppe zu werten oder gab es gleich deren zwei, die von Lepsius postulierten „liberalen“ und „konservativen“ sozialmoralischen Milieus, wenn nicht gar noch ein drittes, ein kleines „katholisches“ und später sogar ein viertes „nationalsozialistisches“? Auch wenn diese Frage nicht Hauptthema ist, ist sie zum Verständnis des sozialistischen Milieus und seiner lokalen Bedingungen notwendig zu klären. Das „nationale Lager“, begriffen zunächst als antisozialistische Koalition der sich „bürgerlich“ verstehenden Parteien, fand sich kurz nach der Novemberrevolution in neuen konkurrierenden Parteien wieder: Als erste und stärkste präsentierte sich die DDP am 19. Dezember 1918 bei einer Versammlung 700 Teilnehmern als antirevolutionäre Sammelbewegung von Einzelpersonlichkeiten, die versuchten, Interessen einzubinden. Ihre kommunale Liste scheiterte aber mit 20,6 Prozent ebenso wie die „Mittelstandsliste“ von Beamten und Angestellten und die DVP, die von der DNVP unterstützt wurde (8,6 Prozent bzw. 4,3 Prozent). Die Deutschenationalen verharrten in der Außenseiterstellung des Kaiserreichs ohne Wege in die sozialistische Arbeiterschaft und die liberale Klientel des Mittelstands, deren materielle Interessen mit denen der Großlandwirtschaft kollidierten und die ab 1921 eher der mit dem Hausbesitzerverband verknüpften „Wirtschaftspartei“ (WP) angingen. Für die „nachholende“ Milieubildung, ein starkes Netz von nationalistischen Freizeitvereinen um einige führende, profilierte Persönlichkeiten wie es etwa in den Universitätsstädten Marburg und Greifswald 1919–1923 entstand²², fehlten in Lükkenwalde jegliche strukturellen und personellen Voraussetzungen. Erst nach der Inflationskrise 1923 begann eine „nationale“ Offensive. Doch blieb auch bei der Kommunalwahl im Mai 1924 der Erfolg in der Stadt begrenzt mit 16,8 Prozent für den „Bürgerlichen Rechtsblock – Deutschnationale und DVP“ und 24,9 Prozent für den „Bürgerlichen Wirtschaftsblock – Unpolitische Einheitsliste“ (Mitglieder von DDP, WP und Zentrum). Alle bildeten anschließend eine gemeinsame „bürgerliche“ Fraktion.

Im Bürgertum gab es seit dem Kaiserreich eine institutionalisierte Abgrenzung zwischen I. und II. Abteilung der Stadtverordneten, in der Fabrikanten und „alter Mittelstand“ saßen, zwischen Gemeindevorstand und Gemeindevertretung der Kirche, zwischen Fabrikantenverein und Handwerksinnungen bzw. Verein der Kaufleute. Erinnerung sei daran: Wahlerfolge sind noch kein „Milieu“ – wichtig wären gemeinsame „lebensweltliche Erfahrungen“, sozialkulturelle Formen und Rituale. Hier scheinen die Grenzen in der Kleinstadt nicht nur ökonomisch, sondern auch sozialkulturell eher zwischen Groß- und Kleinbürgern, Fabrikanten und Mittelstand

22 S. Weichlein, Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur und Politik in Hessen, Göttingen 1996, S. 194–214; vgl. den Beitrag von Helge Matthiesen in diesem Band.

zu verlaufen, die „miteinander verkehrten“, als zwischen konservativen und liberalen Wählern. So gab es bis zum NSDAP-Aufstieg 1932 und dem dann folgenden Machtwechsel nur ein „nationales“ politisches Lager, wie vor 1914 ein Zweckbündnis von Individualisten aus Kirche und Staat, Handwerkern und Kaufleuten, Fabrikanten und Militär, Liberalen, Konservativen und „Wirtschaftspartei“, mit einigen Juden und Katholiken, Baptisten und Völkisch-Heidnischen, mit Krieger-, Schützen-, Turn- und Handwerkervereinen, die nahezu alle schon vor 1914 bestanden und kaum eine Erneuerung erfahren hatten. Alles blieb ohne die Stärke der SPD: übergreifend feste kollektive Milieustrukturen, gemeinsame Werte, disziplinierte Parteiorganisation. Zusammengehalten war das nationale Lager durch die Koalition bei Wahlen und in Parlamenten, sonst allenfalls die verklarte Verehrung für den Kaiser, die „Dolchstoßlegende“, die Trauer um die verlorene Monarchie und wie eh und je den gemeinsamen Gegner: die „vaterlandslose“ Sozialdemokratie, dabei tief zerstritten um die Frage der Kooperation mit der SPD. Eine Verjüngung und Erneuerung der Parteiorganisation gelang der DDP ebensowenig wie DVP und WP und die meisten Luckenwalder hätten die feinen Unterschiede dieser Parteien wohl kaum benennen können. Die DNVP konnte dem Landbund zugeordnet werden, sie hatte den Schritt in die Industriestadt nie geschafft. Das alte System der bürgerlichen Honoratioren hatte sich überlebt, der Verdruss über die Parteienzersplitterung war greifbar. Erst die NSDAP veränderte das „nationale Lager“. Selbst bei ihrem reichsweiten Wahlsieg 1930 aber war die Partei in Luckenwalde mit 6,5 Prozent noch ein Randphänomen, schwächer als die Interessenpartei WP (8,2 Prozent), DNVP (7,1 Prozent) und die Liberalen (DStP 4,2 Prozent, DVP 3,4 Prozent). Der Wechsel des „nationalen Lagers“ zum Nationalsozialismus fand gegenüber der Reichsebene zeitverzögert statt. Erst mit der Reichspräsidentenwahl 1932, wobei die Personalisierung im Wahlkampf Hitler zugute kam, übernahm die NSDAP auch in Luckenwalde die Führung im nationalen Lager. Sie wurde im Juli 1932 noch bestätigt, als der Verfall der WP und der Liberalen anhielt. Nun war die NSDAP mit 24,5 Prozent schon doppelt so stark wie die bürgerlichen „Altparteien“, von denen WP (2,2 Prozent), DStP (1,8 Prozent) und DVP (1,0 Prozent) nur noch Splitter waren – ganz im Gegensatz zur „Hitlerbewegung“ ohne jede Perspektive, politische Handlungskraft und Erfolgsaussichten beim Angriff auf die stabile sozialistische Wählerschaft. Auch die NSDAP konnte aber 1932 das „sozialistische Lager“ gegenüber 1930 nur etwas schwächen von 60,7 auf 58 Prozent der Berechtigten, aber nicht gegenüber dem niedrigsten Stand von 1924 (54 Prozent). Sie wurde mit Erfolg als Land(bund)bewegung der Gutsbesitzersöhne und Gymnasiasten und somit als „fremde Minderheit“ diffamiert.

Die verbreitete These von der Schwächung der Arbeiterkulturbewegung, dem „inneren Auflösungsprozeß“²³ steht für Luckenwalde auf schwachen Füßen. Schon der ungeeignete Begriff „Massenkultur“ – „vage, vieldeutig und umstritten“²⁴ und für andere Kulturformen eine „Elitekultur“ suggerierend – trifft nicht die eigentlich gemeinte „Freizeitkulturindustrie“. Die These mag für die Großstädte der 1920er Jahre, vor allem für Berlin, zutreffen. Sie galt schon nicht für Orte, in denen es der Arbeiterkulturbewegung nie recht gelungen war, Fuß zu fassen, und es folglich nicht viel zu schwächen gab, wie bei Heimarbeitern im Thüringer Wald und im Vogtland oder bei Landarbeitern. Für Luckenwalde und seine seit 1869 gewachsene Arbeiterkulturbewegung als Bestandteil eines festen sozialistischen Milieus, das weiterhin „Massen“ im Sinne einer größeren, sonst dispersen Menschenmenge anzog, ist sie nicht zutreffend, hier war man auch 1932 noch stolz auf das Angebot der Arbeiterkulturvereine, die sich pragmatisch mit neuen Techniken und Medien auseinandersetzten (z.B. Arbeiter-Radio-Bund, Flugverband „Sturmvogel“). Berliner „Rummelplätze, Varietés und Tanzsäle, Kinopaläste, Boxarenen und Sechstagerennen“²⁵ waren in weiter Ferne. Eine Gegenüberstellung von Arbeiterkulturbewegung und „Massenkultur“ hilft für Luckenwalde nicht weiter, denn hier war ja das Kulturangebot der Funktionäre der Arbeiterbewegung für die „Masse“ gedacht und es erreichte sie in Form der „Volkswacht“, der Arbeiterbibliothek, des Sportangebots, der Freidenker und der großen Festkundgebungen, mit Abstrichen auch bei den Vorträgen und Theaterabenden der VHS tatsächlich. Das muß nicht heißen, daß die Freizeitkulturindustrie und bürgerliche, nichtsozialistische Kultur in Luckenwalde völlig ohne Wirkung auch auf Arbeiter blieb. Doch war die abgestufte Wirkungskraft der Arbeiterbewegungskultur keine Neuheit der Weimarer Republik. Schon im Kaiserreich gab es Abstufungen, die sich grob unter drei Typen fassen lassen:²⁶ Der erste Typ des in der Arbeiterkulturbewegung Verwurzelten war in mehreren Arbeitervereinen aktiv, kaum beeinflusst durch „Tanzboden“, Hugenberg-Presse oder Ringkämpfe. Der zweite Typ der „sowohl als auch“-Arbeiter, die teilweise Angebote der Arbeiterkulturbewegung, aber auch sogenannte „seichte und leichte“ Kommerz-

23 Mit breiter Wirkung D. Langewiesche, Politik – Gesellschaft – Kultur. Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, in: AFS 22 (1982), S. 402 der keine Lokalstudien berücksichtigte.

24 A. von Saldern, Massenfreizeitkultur im Visier, in: AFS 33 (1993), S. 22 die den Begriff der Massenkultur „trotz gewisser Bedenken“ verwendet.

25 D. J. K. Peukert, Die Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1987, S. 166-178 nennt diese Beispiele für „moderne Freizeit“ (S. 177) ohne zu differenzieren oder den Begriff der „Massenkultur“ zu klären.

26 A. v. Saldern, Die Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik. Höhepunkt der Solidargemeinschaft oder Niedergang der Klassenkultur? in: F. Nitsch/L. Pfeiffer (Hrsg.), Die roten Turnbrüder. 100 Jahre Arbeitersport, Marburg 1995, S. 72f.

kultur annahmen. Courts-Mahler und Indianergeschichten wurden auch im wilhelminischen Luckenwalde schon gelesen. Der dritte Typ war der „Massenfreizeitkultur“ und ihren Reizen „unterlegen“ oder (positiver) wußte ihren Unterhaltungswert zu nutzen, war damit aber von der traditionellen Arbeiterbewegungskultur mit ihren oft strengen Formen und politischen Inhalten kaum mehr ansprechbar. Diese Typisierung läßt sich erstaunlich gut mit dem Konzept der Dreiteilung in Solidargemeinschaft, Milieu und Lager verbinden. Dabei entspricht die Solidargemeinschaft der Beschreibung des ersten Typs der in der Arbeiterkulturbewegung „Verwurzelten“. Die Abgrenzung von Lager und Milieu wird schwieriger, doch ließen sich die „sowohl-als-auch“-Arbeiter des zweiten Typs noch unterteilen in eher der Arbeiterkulturbewegung verbundene („Milieu“) oder eher weniger verbundene, aber noch SPD/KPD-wählende Arbeiter („Lager“). Auch mag ein nicht geringer Teil des dritten Typs der Konsumenten der „Massenfreizeitkultur“ durch die Wahl der SPD oder die Mitgliedschaft in Gewerkschaft oder Konsumverein durchaus noch zum „Lager“ zu zählen sein. Die Dreiteilung der Bindung an die Kulturorganisationen als Kriterium für die Einteilung der Arbeiterbewegung nach „Erfolg“ und „Stabilität“ erweist sich somit als hilfreich, sollte jedoch in die Diskussionen um die Begriffe Lager, Milieu und Solidargemeinschaft eingebunden werden. Daher kann die Betrachtung des Milieus nicht bei den kulturellen Organisationen stehenbleiben, sondern muß mit den Erfolgen und Mißerfolgen, mit Spielräumen und Grenzen sozialistischer Politik vor Ort in Verbindung gebracht werden.

Freilich ist das wieder nur ein Modell und seine Entsprechung vor Ort zu suchen. Eine Quantifizierung der drei Ebenen fällt schwer und ist notwendig auf Schätzungen zu begrenzen. Danach lag das an Wahltagen vereinte politische Lager der sozialistischen Arbeiterbewegung bei etwa 11.000 Wählern (ca. 58-60 Prozent der Wahlberechtigten). Auf diesen Stamm an Getreuen konnten sich die Parteien verlassen, auch wenn ein Teil von ihnen keine festere Bindung an die Arbeiterbewegung eingehen mochte oder diese nur auf gewisse materielle Vorteile beschränkte, wie die gewerkschaftliche Unterstützung oder die Rabatte beim Konsumverein. Versammlungen und Kulturbestrebungen erreichten diese Wähler allenfalls zum vergnüglichen Mai- und Gewerkschaftsfest. Eine Tätigkeit in „nationalen“ Organisationen, im Schützen- oder Kriegerverein war bei ihnen nicht grundsätzlich ausgeschlossen, auch nicht ein Wechsel der Parteioption in Zeiten der Unzufriedenheit wie 1924 oder 1932. Das fester gebundene sozialmoralische Milieu war kleiner und nicht identisch mit der Wählerschaft, wie etwa Adam für Leipzig meint.²⁷ Das Milieu lag 1929-1932 bei mindestens etwa 2500 stark gebundenen Mitgliedern der Parteien und Sportvereine, in einem weiteren Bereich bei etwa 5000 ständigen Mit-

27 Vgl. den Beitrag von Thomas Adam in diesem Band.

gliedern in ADGB und Konsumverein. Anzeichen geben auch die Mitglieder des Freidenkerverbands (4500) bzw. Leser der „Volkswacht“ (4000 Auflage); die fast 7000 Eintragungen in das „Eiserne Buch“ im Februar 1932 geben eher eine obere Grenze an. In diesem Milieu, das mit ca. 25-30 Prozent der Wahlberechtigten auch in der roten Hochburg die Minderheit blieb, fühlte man sich nach der Lebensweise und Weltanschauung den Organisationen verbunden, hielt an ihnen in Krisenzeiten fest und erzog auch seine Kinder entsprechend. Hier dachte und handelte man bei aller individuellen Verschiedenheit „sozialistisch“ und rechnete sich der „Arbeiterklasse“ zu, ohne große Theoriedebatten und Übertreibungen. Der Kern der Funktionäre, die überzeugte, kaum auflösbare „Solidargemeinschaft“ lag nicht über 100, eher nur bei 50 SPD-Funktionären, also einer Minderheit von kaum einem Prozent der Wahlberechtigten. Diese opferten große Zeit- und Geldressourcen für die Tätigkeit, waren in allen wichtigen Vereinen zugleich, wurden in Ämter gewählt. Für sie waren „nationale“ Institutionen, die christlichen Volksschulen, das Militär, die Schützen- oder Kriegervereine strikte Gegner, eine Mitgliedschaft undenkbar. Die noch etwas breitere „gewerkschaftliche Solidargemeinschaft“, die eine erhebliche Schnittmenge mit dem SPD-Kern hatte, aber noch über ihn hinausging, verfügte über ein gut geschultes, in Konflikten erfahrenes und an der Mitgliederbasis eng verbundenes Netzwerk von ca. 300-400 Betriebsräten und Vertrauensleuten der Einzelgewerkschaften. Hier wurde diszipliniert die einheitliche Organisation von kollektiven Interessen aufrechterhalten, auch über innere Konflikte verschiedener Arbeiterschichten, politischer Flügel, Geschlechter und Generationen hinweg. Die enge personelle und ideologische Verknüpfung dieser Milieukerne von Partei und Gewerkschaft, an die sich viele weitere Organisationen anlehnten, sorgte für die Lösung der Konflikte, enorme Bindungskraft und Stabilität.

Anhaltende Einheit in Vielfalt, so kann die sozialistische Arbeiterbewegung der Weimarer Zeit in Luckenwalde bezeichnet werden. Ermöglicht wurde diese Sonderentwicklung gegen die Reichsebene zunächst durch die Verhältnisse im Krieg, die eine Parteispaltung lange verhindern, dann durch die friedliche Novemberrevolution, die eine Eskalation der politischen Beziehungen der Lager untereinander wie innerhalb des sozialistischen Lagers verhinderte. Eine starke parteipolitische Spaltung verhinderte allein die anhaltend gute Zusammenarbeit von USPD- und SPD-Mitgliedern innerhalb der Gewerkschaften, die durch die Notwendigkeit einheitlichen Vorgehens gegen die Unternehmer entstand. Auch die täglichen Begegnungen und die geringe Anonymität in der Kleinstadt, in den Wohnstraßen wie in den Sport- und Freizeitvereinen, überwandten die parteipolitische Trennung. Arbeitswelt und Lebenswelt waren so wie schon im Kaiserreich verbunden, es gab keine große Trennung nach Betrieben, Wohnvierteln, Berufen und Alter, die nicht durch die kollektive Identität

als „rotes Luckenwalde“, als „Arbeiterstadt“ gegen das mehrheitlich deutsch-nationale Umland überwunden werden konnte. Auch gab es keine großen Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur, die auf den in der Industrialisierung gegründeten mittelgroßen Betrieben der Leichtindustrie aufbaute. Es gab keine neuen Riesenbetriebe mit Zuwanderern und Integrationsproblemen und auch keine anhaltende Depression, sondern eine lebhaftere Konjunktur, ja sogar Vollbeschäftigung bis 1929. Die gemeinsamen lebensweltlichen Erfahrungen und Bindungen gaben Orientierung und Halt bis in die Jahre der tiefen Krise vor 1933. In ein solches festes Netz von seit Jahrzehnten gewachsenen Beziehungen konnten Außenstehende nur sehr schwer vordringen. Das galt für die „nationalen“ Vereine, die zuletzt 1924 mit einer nationalistischen Offensive scheiterten. Das galt auch für das Scheitern der Spaltungsversuche durch die KPD, die geradezu kläglich verliefen und die Einheit des Milieus nicht gefährdeten. Das galt zuletzt auch für die radikale Agitation der NSDAP, die über Ansätze der Organisation junger Arbeiter und Angestellter nicht hinaus kam und bis 1932 als Phänomen anderer Orte gelten mußte.

4. Das „Erfolgsmodell“: eine stabile Mikroebene als Ausnahmefall im sozialistischen Milieu

Die politische Konstellation der Stadt, die auf einer seltenen Lage der frühen punktuellen Industrialisierung ohne große Störfaktoren für eine sozialistische Milieubildung beruhte und bis 1933 weitergetragen wurde, war die Ausnahme geblieben, die sie seit 1869 gewesen war. Erst mit der Übernahme der Kommunalpolitik 1919 wirkte sich das aber auch in politische Gestaltungsmacht aus, in sichtbaren Symbolen des „roten Luckenwalde“. Die Stärke der SPD auch gegenüber dem Konkurrenten im eigenen Lager fand sich nur in ganz wenigen anderen Städten, die wie Luckenwalde zum stabilen „Erfolgsmodell“ der SPD-Kommunalpolitik der Weimarer Zeit wurden. Da waren eher mit Abstrichen wegen der KPD-Gewinne die bekannten Fälle Freital und Schmöln, vor allem aber auch Altenburg und Meißen, Burg und Schönebeck bei Magdeburg, Rüstringen, Wesermünde, Stadthagen oder in der gleichen Region Rathenow, Spremberg und Brandenburg. Diese von der Forschung weitgehend unentdeckten Städte zwischen 10.000 und 50.000 Einwohnern mit absoluten SPD-Mehrheiten bis 1932/33, immerhin ein gutes Dutzend, wurden für viele andere SPD-Kommunalpolitiker zum Vorbild, wie es in größeren Dimensionen nur das Magdeburg von Hermann Beims und Ernst Reuter wurde und in verklärter Form das „rote Wien“, das sich so augenfällig von der gespaltenen und machtlosen Arbeiterbewegung Berlins unterschied. Die sichtbare Macht und die Vorbildwirkung für die Gemeindepolitik – das machte im wesentlichen die Kriterien für ein solches „Erfolgsmodell“ aus, das auf den für das Kaiserreich genannten besonders günstigen Faktoren fußte und durch

seine starken sozialkulturellen Milieustrukturen auch von den Krisen 1919, 1923/24 und 1929–1933 nicht zerstört werden konnte.

Erst der Machtwechsel auf Reichsebene und im Land Preußen 1933, der das Ende von Freiheit, Demokratie, Rechtsstaat und städtischer Selbstverwaltung „von oben“ brachte, zerstörte mit gezielten Schlägen auf die politisch wichtigen Kerne wie Gemeindeverwaltung, Gewerkschaften, weltliche Schule, Jugendheim und „Volkswehr“ dieses außergewöhnlich feste sozialistische Netz. Das in Zahlen meßbare, in Eigen- und Fremddarstellung nachlesbare und mit den Reformbauten bis heute sichtbare „Erfolgsmodell“ war nur von außen und oben zu zerschlagen. Ein „innerer Auflösungsprozeß“, wie er oft gerade für SPD-Hochburgen behauptet wird, ist hier Legende. Die gegen die herrschende Forschungsmeinung gestellten Ergebnisse des Projektes „Solidargemeinschaft und Milieu“ und der Lokalstudien in Sachsen/Thüringen bestätigen sich in dieser neuen Fallstudie deutlich und können mit einigen Details, wie der besonderen Bedeutung der Frauen, der Freidenker und der gleichfalls weder rigiden noch dogmatischen Lehrer ergänzt werden.

Stabil blieb in der Zeit des Niedergangs der Weimarer Republik aber nur die Mikroebene, das „rote Luckenwalde“. Diese kollektive Identität war nicht beliebig kopierbar, dem „Erfolgsmodell“ konnte die sozialistische Bewegung in anderen Städten mit anderer Sozialstruktur, Kultur und Lebenswelt nicht folgen. Die tatsächlichen Machtverhältnisse, den Verlust der Schlüsselstellung der SPD in den Parlamenten, den Verlust der gewerkschaftlichen Kampfkraft und die kräftezehrende Spaltung der Arbeiterkulturbewegung, konnten die Luckenwalder aus der Nähe betrachten, im 50 Kilometer entfernten Berlin. Gegen die veränderten Rahmenbedingungen auf der Meso- und Makroebene war das lokal noch mehrheitsfähige „rote Luckenwalde“ völlig machtlos. Das von einer starken Solidargemeinschaft zusammengehaltene Milieu hatte keine adäquate Entsprechung auf der höheren Ebene, seine Stütze von „außen“ und „oben“ brach zusammen. Damit hatte ein langer, hier leider nicht mehr zu behandelnder Auflösungsprozeß begonnen.